

Um sie herum erlebt Lagobello seine unwiederbringliche Pionierzeit. Frisch verheiratete Ehepaare sind die ersten Siedler, die Immobilienmakler ihre Anwerber. Der Samstagmorgen wird zuverlässig vom Hupen eines Umzugswagens eingeläutet: Dann treten die Ehefrauen der Siedlung ans Fenster, in einen Bademantel gehüllt und die Frühstückstasse in der Hand, um die neuen Nachbarn zu begutachten, zu überlegen, welchem Beruf sie nachgehen und woher sie wohl kommen, und auch um zu gucken, in welches der letzten, noch unbewohnten Häuser sie einziehen werden. Die Männer bekommen das kaum mit, sie sind zu beschäftigt mit den Gebrauchsanweisungen für Haushaltsgeräte, mit dem Winkelschleifer, dem Tacker, dem metallenen Duschschlauch und der Laubsäge – lauter Dinge, die sie vermeintlich nötig haben, die dann aber nach ein-, zweimaligem Gebrauch im Keller verstauben. Auch die Neuankömmlinge schauen im Vorbeigehen woandershin. Sie betrachten die Gärten, die vor einigen Monaten noch alle gleich aussahen und jetzt beginnen, ihren Besitzern zu ähneln. Jede gepflanzte Blume, jedes auf dem Rasen vergessene Spielzeug ist Teil einer größeren Geschichte, und man kann durchaus versuchen, diese Geschichte mit ihrer Hilfe zu rekonstruieren – mit einem Liegestuhl, einem Lavendel-Rosmarin-Beet, einem Plastiktisch mit vier Klappstühlen, einer Hängematte, einem Dreirad oder mit dem Fressnapf eines Hundes.

Nachts liegen die beiden Kinder noch lange wach. Schwer zu sagen, wann das Gespräch von der Piraterie auf die Religion kommt. Soweit Oscar das verstanden hat, dreht sich auch bei diesem Thema alles um den Tod: Ohne ihn bräuchte man weder zu beten noch in die Kirche zu gehen, noch allen zu gehorchen, die älter sind als man selbst, noch mit dem Fluchen oder Lügen aufzuhören. Aber wenn man schon sterben muss, ist es besser, man hat eine Vorstellung davon, wo man anschließend landet – in der Hölle oder im Paradies. Das gefällt ihm sehr. Deshalb ist es auch so wichtig, wie man sich auf Erden verhält: damit Gott dann die guten und die schlechten Taten gegeneinander aufrechnen und entscheiden kann, wo er einen hinschickt.

»Stimmt's?«, fragt er.

»So ungefähr«, erwidert Sofia.

»Und dort bleibt man dann für immer?«

»Genau. Das ist das ewige Leben.«

»Und dieses Paradies, wie ist das so?«

»Das Paradies«, erzählt Sofia, »ist nicht für jeden gleich, sondern von Mensch zu Mensch verschieden. Wenn du das Meer liebst, wird dein Paradies aus einem Strand bestehen, an dem immer Sommer ist. Wenn du gerne isst, wird es ein Tisch sein, auf dem immer deine Leibspeisen stehen. Und immer so weiter.«

»Dann weiß ich, wie das Paradies meiner Mutter aussehen wird«, sagt Oscar. »Es ist eine Bergwiese mit einem Bach und vielen Blumen, darum herum nur Leute, die sie mag. Eigentlich mag sie Leute nicht besonders, Tiere und Bäume sind ihr lieber. Das

Paradies von meinem Vater ist eine Formel-1-Rennstrecke«, fügt er hinzu. »Mit einem Ferrari ganz für sich alleine, mit dem er fahren kann, wann er will. Meines wäre eine tropische Insel. Besser gesagt ein Atoll im Pazifik. Mit einem Vulkan, Dschungel und einer Felsenküste. Außerdem gibt es dort zwanzig Meter hohe Wellen.«

»Meines auch«, sagt Sofia.

Und nachdem sie sich das Paradies ausgemalt und um Krokodile, Pythons, fleischfressende Pflanzen, Taranteln und Schwarze Witwen ergänzt haben, kommen sie auf den unangenehmen Teil zu sprechen. Und die Hölle? Wie ist die Hölle?

Sofia weiß nicht genau, ob sie die Antwort auf diese Frage kennt. Von der Hölle ist ihr nie viel erzählt worden. Sie weiß nur, dass die Teufel und Flammen erfunden sind, aber nicht, was es stattdessen gibt. Das Schlimmste an der Hölle scheint ihr vor allem zu sein, dass man nicht weiß, wie es dort ist.

»Meiner Meinung nach ist sie folgendermaßen«, ergreift Oscar die Initiative. »Wie das Paradies, bloß genau andersrum. Auch die Hölle muss von Mensch zu Mensch verschieden sein. Sie besteht aus dem, was einem am allermeisten Angst macht. So wie wenn man träumt, in einen Abgrund zu stürzen oder zu ertrinken, wenn du verstehst, was ich meine. Stell dir einen Albtraum vor, aus dem man nie mehr erwacht.«

»Vielleicht hast du recht.«

»Wovor hast du Angst?«

»Ich? Davor, allein zu sein.«

»Wie meinst du das? Allein zu Hause?«

»Nein, der Ort spielt keine Rolle. Im Grunde überall. So wie damals, als ich mich als kleines Kind im Supermarkt verlaufen habe. Ich hab mich umgedreht, und meine Mama war weg. Ich hab sie gesucht, aber nicht mehr gefunden. Die Kassiererinnen mussten sie ausrufen. Als ich sie gesehen habe, hab ich ihr eine Ohrfeige verpasst – vor lauter Angst.«

»Du hast deine Mutter geohrfeigt?«

»Ja.«

»Dann muss das deine Hölle sein: ein Ort, an dem du dich ständig verläufst.«

»Kann sein. Und wovor hast du Angst?«

»Ich? Vor gar nichts«, sagt Oscar. Er verschränkt die Hände im Nacken und schaut zur Zimmerdecke, als wäre sie der Sternenhimmel, den er von der Kommandobrücke seines Schiffes aus betrachtet. »Vermutlich werde ich es dort feststellen: Wie die Hölle aussieht, werde ich erst wissen, wenn ich dort ankomme.«

(Jahre später, als sie für einen Theaterworkshop eine Liste mit Kindheitsängsten macht, wird Sofia wieder an dieses Gespräch zurückdenken. Als Erstes wird sie natürlich »Angst vor Scheidung« hinschreiben. Dann »Entführung«, wegen des entführten Kindes, dessen Foto die Nachrichten des Jahres 1987 beherrscht: eines von diesen Fotos, auf denen die Leute lachen, die dann aber für eine Todesanzeige benutzt werden, sodass dieses Lachen eine ganz andere Bedeutung bekommt. Und Roberto wird sie damit aufziehen, indem er

sagt: »Wer will dich schon entführen? Wir sind schließlich nicht reich.« Rossana dagegen wird denken, dass das bloß so eine Ausrede ist, um nicht zu Bett gehen zu müssen. An dritter Stelle wird »Tumor« stehen: nicht die Angst, dass sie selbst einen bekommt, sondern die Eltern. Eine weitere Variante ihrer einzigen, alles überwältigenden Angst, verlassen zu werden, wie ihr der Theaterlehrer – kaum dass er die Liste gelesen hat – klarmachen wird. Und da wird sich Sofia an jene Nacht zurückerinnern. Daran, dass sie zu Oscar gesagt hat: »Angst? Ich? Davor, allein zu sein.« Daran, wie brüchig ihr angebliche Sicherheiten schon als Kind vorgekommen sind: Die Familien waren wie U-Boote, die durch willkürliche Katastrophen unter Beschuss genommen wurden, durch Tiefenbomben, die bei einer Seeschlacht zwischen Mensch und Gottes unergründlichem Ratschluss vom Himmel fielen.)

Die Gebete sind ihr Geheimnis. Sie sagen sie auf den Knien, von gegenüberliegenden Seiten des Bettes aus, damit Oscar Sofia anschauen und ihre Gesten nachahmen kann. Er lernt, das Kreuz zu schlagen, und den gesamten Text des Vaterunsers. Dann fragt er: »Und mehr gibt es nicht?«

»Na ja, es gibt wahnsinnig viele.«

»Dann bring sie mir bei.«

Es ist nicht leicht, ihn davon zu überzeugen, dass es darum nicht geht. Die Macht der Gebete, erklärt Sofia, hängt nicht davon ab, wie viele man kennt. Ein Gebet ist kein Zauberspruch, und die Worte allein nutzen gar nichts. Was zählt, ist man selbst, während man sie aufsagt: Wenn man es schafft, sich richtig zu konzentrieren, allen Ablenkungen zu widerstehen und nur an das zu denken, was man sich von Gott erbittet, gibt es eine realistische Chance, dass er einen erhört. Auch schon nach einem einzigen Gebet. Ansonsten kann man auch eine Million Gebete kennen, aber genauso gut gegen eine Wand reden.

Oscar beginnt, sich in Konzentration zu üben. Er schließt die Augen, stützt die Ellbogen auf die Matratze und faltet die Hände fest vor der Stirn. Jetzt kann sich Sofia nicht mehr konzentrieren. Sie starrt auf seine Lippen, die sagen: »Dein Reich komme und dein Wille geschehe.« Die sagen: »Erlöse uns von dem Bösen, amen.« Und während er mit der Inbrunst des Bekehrten einen nagelneuen Gott anfleht, ihn anfleht, seine Mutter von ihrer Krankheit zu heilen, erinnern Sofias Gebete eher an ein Gespräch unter Freunden. Sie weiß, dass kleine Wünsche leichter zu erfüllen sind, deshalb korrigiert sie Oscars Bitten, indem sie die Messlatte tiefer hängt. »Bitte!«, denkt sie, »lass sie noch eine Woche leben. Sieben Tage, was ist das schon für dich? Nimm ihn mir nicht ausgerechnet jetzt weg. Wenn du mich liebst – und ich bin mir sicher, dass du mich liebst –, dann mach, dass ich noch ein bisschen länger mit ihm zusammenbleiben kann.«

Noch am gleichen Tag werden sie erfahren, ob die Gebete funktioniert haben. Als der Moment kommt, ist es fünf: Rossana tritt ans Fenster und ruft Oscar ans Telefon. Und

Oscar hält mitten in der Schlacht inne. Verschwitzt und verdreckt zieht er die Nase hoch, schaut Sofia an und sagt: »Wart hier auf mich!« Dann rennt er ins Haus.

Da geschieht etwas mit den Kindern. Das Spiel findet vorläufig ein abruptes Ende.

Kapitän Kidd und Kapitän Moody – der eine ein versierter Baumkletterer, der andere ein unfehlbarer Schlammschleuderer –, Maynard, der Leutnant des Linienschiffs, der wegen seiner roten Haare auf immer und ewig dazu verurteilt ist, den englischen Offizier zu geben, Kopfgeldjäger Barnet, stets in Begleitung seines gelben Hundes, die einfachen Matrosen und namenlosen Piraten, Kämpfer in der zweiten Reihe, weil sie zu ungeschickt, zu empfindlich sind, zu viel Angst haben, ihre Brille kaputt zu machen – sie alle bleiben, wo sie sind, und vermeiden es sogar, sich anzusehen. Zum Glück dauert es nicht lang. Nach wenigen Minuten taucht Oscar wieder auf, den Blick gesenkt und mit schleppendem Gang. Das liegt an der Verzweiflung, die ihn erfasst, wenn er seine Mutter am Telefon hört. Auf dem kurzen Weg vom Haus bis zum Teich verwandelt sie sich in Raserei: Kaum ist er wieder an Sofias Seite, greift er nach dem Stock, stößt Kriegsgeheul aus und übernimmt erneut die Führung, zu allem bereit, um sein Tortuga zurückzuerobern.

Sie wird verschwommene und gleichzeitig kristallklare Erinnerungen wie diese zurückbehalten. So wie die Familienfotos, die nichts Besonderes zeigen, sodass man nicht genau weiß, wann oder warum sie eigentlich gemacht worden sind. Doch Jahre später sind sie viel mehr wert als sämtliche Geburtstags- und Hochzeitsalben. Eine solche Erinnerung ist die von Roberto auf der Schwelle zur Küche. Während er sich die Hände an einem Geschirrtuch abtrocknet, beobachtet er Rossana im Flur. Sie telefoniert mit Oscars Vater. Es ist ein langes Gespräch, bei dem sie mehr zuhört als redet, das Feuerzeug und die Zigaretten auf dem Tischchen in Reichweite. Anfangs hat Roberto noch die Rolle des Vertrauten gehabt: Sie sind schließlich alte Freunde. Aber sie sind Männer, und ihre Beziehung beruht eher auf Handeln statt Reden: Sie können ihre Zuneigung nur zeigen, indem sie einander Geld leihen, auf den Sohn des jeweils anderen aufpassen, ins Auto springen und irgendwohin eilen. Probleme, für die es keine Lösung gibt und die nur Geduld und ein offenes Ohr erfordern, sind weibliches Terrain, und Rossana hat sich ihrer irgendwann angenommen. Deshalb liegt so etwas wie Bewunderung und Stolz in Robertos Blick. Weil diese Frau, die so schwach gewirkt hat und sich jetzt als so tapfer erweist, seine Ehefrau ist.

Eine andere Erinnerung ist die von Sofia und ihrer Mutter in der Badewanne. Sie sitzt hinter ihr und rubbelt ihr mit dem Massagehandschuh den Rücken, während Rossana ihr vom Krankenhausbesuch an diesem Tag erzählt.

»Sie bekommt also keine Medikamente mehr?«, sagt Sofia, während sie mit der Seife über den Handschuh fährt, um noch mehr Schaum zu erzeugen.

»Die Medikamente, die sie bisher bekommen hat, waren wie ein Gift«, erklärt Rossana. »Sie sollten den Tumor vernichten, haben ihr aber auch geschadet. Jetzt, wo sie sie nicht mehr nimmt, fühlt sie sich besser.«

»Heißt das, sie wird wieder gesund?«, fragt Sofia, obwohl sie ganz genau verstanden hat, dass der Abbruch der Chemotherapie das genaue Gegenteil bedeutet. Aber manchmal nutzt sie es aus, erst acht Jahre alt zu sein, um wie jetzt zusehen zu können, wie sich der Rücken ihrer Mutter versteift und sich ihre Rippen durch einen Seufzer weiten. Sie ist neugierig, was sie ihr antworten wird.

In einer Augustnacht wird sie von einem Gewitter geweckt. So starken Regen hat sie noch nie gehört. In Mailand war ihr Zimmerfenster doppelt verglast, sowohl über als auch unter ihr gab es andere Wohnungen, und das Gewitter war ein Geräusch, das man genauso ausblenden konnte wie die Alarmanlagen der Autos oder die Krankenwagensirenen. Doch hier bringen die Donnerschläge die Scheiben zum Beben. Der Wind fährt in die Regenrinnen und verursacht eine Art Heulen. Das ganze Haus scheint ein Kokon zu sein, der gerade noch standhält, aber jeden Moment nachgeben kann.

Trotzdem stellt Sofia fest, dass sie keine Angst hat. Kaum hat sie sich daran gewöhnt, leistet ihr der Gewitterlärm Gesellschaft. Sie mag weder Dunkelheit noch Stille, weil beides von Leere erfüllt ist, und diese Leere macht ihr Angst. Das Gewitter ist dagegen voll und kompakt, besteht aus Lichtern und Geräuschen, ist lebendig.

Sie bekommt Lust, mit Oscar zu reden, deshalb dreht sie sich zu ihm um und macht die Nachttischlampe an. Nur dass er nicht in seinem Bett liegt. Das Laken ist zerwühlt, das Kissen zerdrückt und zur Seite geschoben. Sofia betrachtet seine Kleider auf dem Stuhl: ein blaues, verblichenes T-Shirt und eine über den Knien abgeschnittene Jeans mit Grasflecken. Was, wenn er ihre Gesellschaft braucht? Sie steht auf, um ihn zu suchen.

Sie schaut unten in der Küche, im Wohnzimmer, im Bad, in der Abstellkammer, die als Waschraum dient, und in dem Raum nach, aus dem einmal das Arbeitszimmer ihres Vaters werden soll. Dann geht sie wieder nach oben und findet Oscar dort vor, wo sie ihn am wenigsten vermutet hätte: im Zimmer ihrer Eltern. Er liegt zwischen ihnen im Bett. Roberto beansprucht mehr als die Hälfte, er schläft mit offenem Mund, während sich sein Brustkorb hebt und senkt. Rossana hat sich mit dem Gesicht zur Wand auf der Seite zusammengekauert und sieht aus, als fröre sie. Ob er sie durch sein Auftauchen geweckt hat? Und was haben sie ihn wohl gefragt? Als Erwachsene wird Sofia sagen: »Von allen nur erdenklichen Ängsten hat er sich also vor Donner, Blitz und stürmischer See gefürchtet, der alte Pirat.«

Sie weiß nicht recht, ob ihr gefällt, was sie da sieht, ob sie auch gern mit ihnen in diesem Bett läge oder sie lieber mit einem Schrei zur Ordnung rief. Dann fühlt sie sich dort auf der Schwelle wie ein Eindringling, so als würde sie eine fremde Familie ausspionieren. Deshalb lässt sie alle schlafen und geht wieder zurück in ihr Zimmer.